

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	45 (1969-1970)
Heft:	4
Artikel:	Sie haben andere Gesetze : für das Verstehen von Kleintier und Wild in unserer Welt
Autor:	Schmidt, Philipp
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1079189

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie haben andere Gesetze

Für das Verstehen von Kleintier und Wild in unserer Welt

Von Dr. h.c. Philipp Schmidt

Ist es wahr, daß der Mensch der Feind aller Tiere ist? Seit langem steht es so in allen Tierbüchern. Bei jedem Tier, dem Hasen, dem Reh, dem Hirsch und der Gemse ist darin die Liste der Räuber hergezählt, die sie fressen wollen. Dann aber heißt es immer: Der Hauptfeind ist der Mensch.

Das war von jeher so. Seit es Menschen gibt, haben sie auf die Tiere Jagd gemacht, einst um den Hunger zu stillen und sich zu kleiden, heute zum Vergnügen. Der Mensch der Vorzeit machte Jagd auf die Tiere, weil er so arm war und ohne ihr Fleisch hungrig mußte; der Mensch heute geht auf die Jagd, weil er so reich ist, daß er's sich erlauben kann. Wohl zweierlei – für den Menschen. Aber für das Tier ist's dasselbe.

So haben die Tierbücher also doch recht! – «Natürlich nicht», wird ein anderer sagen. Heute ist die Naturliebe groß, jeder liebt die Tiere und gönnt ihnen ihr Leben. Dazu haben wir den Naturschutz. Und den Tierschutz. Beides Bewegungen, die jeder kennt und niemand bestreitet. Freilich – alles kann man nicht leben lassen, der Bauer muß seine Ernte auch haben. Er muß sie sogar verteidigen, nicht nur gegen die großen Tiere, sondern gegen die Schädlinge.

Richtig, das muß er. Aber der Bauer führt nur aus, was die chemische Wissenschaft für ihn bereitgestellt hat. Sie hat die Gifte erfunden, die für die Schädlinge tödlich sind, nicht aber für die Menschen und nützlichen Tiere. Die Aufgabe ist einfach: Vernichtung der blütenstechenden Fliegen, deren Würmer die Früchte zerfressen: die Äpfel, die Birnen, die Pflaumen. Vergiftung der Drahtwürmer, welche die Rüben benagen, die Rettiche und die Weizensaat. Tod den Maikäfern, deren Engerlinge die Bodenfrüchte zerfressen. – Schön, das kann man, das geht. Den Nutztieren soll das ausgestreute, das zerstäubte, oder ausgelegte Gift nicht schaden... Tut es das wirklich nicht? Und wenn es das doch tut?

Nur ein bißchen

Nur ein Fall. Drüber in den USA haben sie es zuerst gemerkt, dann in England und nun auch bei uns in der Schweiz: Es ist gefährlich, eine Freßkette in der Natur zu unterbrechen. Der Wurm des Apfelblütenstechers frißt also den Apfel von innen aus, den der Obstbauer doch für menschlichen Gebrauch gezogen hat. Und der Engerling läßt von den Pflanzen im Boden nur einen schwarzen, krümmligen Kot übrig, also Gift auf die Maikäfer. – Aber die Maikäfer sind wieder Nahrung für den Turmfalken, für den kleinen Steinkauz, für den großen Milan, der sie in der Luft packt und im Fliegen verspeist. Maikäferjahre sind für eine Anzahl von Tieren wichtige Abschnitte für die Brutaufzucht: Manche, so etwa der Igel, bringen mehr Junge und ergänzen ihre Bevölkerungszahl; Kleinraubvögel entschließen sich mitunter zu einer zweiten Brut.

Aber denen tut doch das bißchen Gift einer heutigen Maikäferaktion nichts? Wohl wahr, denen tut es nichts. Ihr Körper erträgt diese Dosis, aber es ist doch drin. Nicht nur im Körper der Falkin, oder der kleinen Käuzin, auch in den Eiern, die sie legt. Und die paar Milligramm Gift in den rotbraun gefleckten Eiern der Falkin und in den weißen Kugeleiern der Käuzin genügen, um den zarten Keim zu töten. Und die Falkin brütet auf ihrem Gehege, und wenn es Zeit ist, schlüpfen keine jungen Falken daraus, auch bei der Käuzin steigen keine Jungen aus den Schalen. Dann verläßt sie ihr Gelege. Manchmal finden wir Beobachter es dann ganz, manchmal einzelne Eier in den Nestern; und diese lassen wir jetzt untersuchen. – Dann wird das Gift gefunden. Oft rascher, oft langsamer verschwinden die Vögel einer Gegend, in der sie jahrtausendelang gelebt hatten.

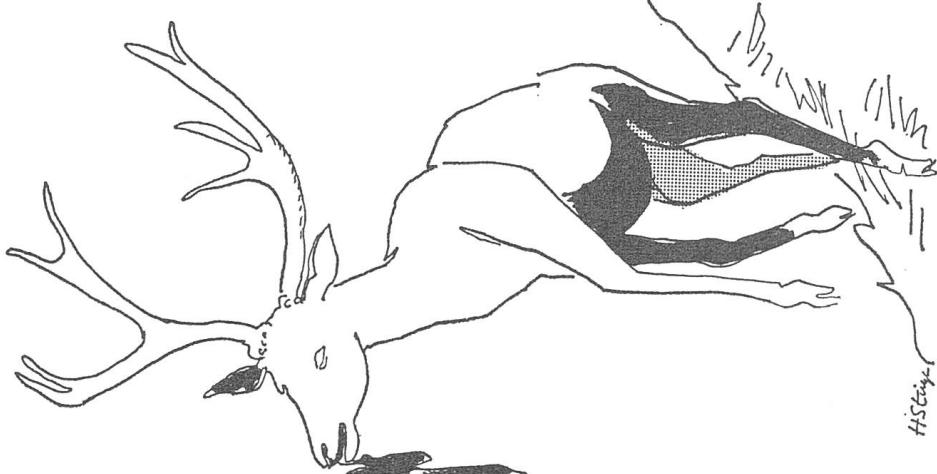
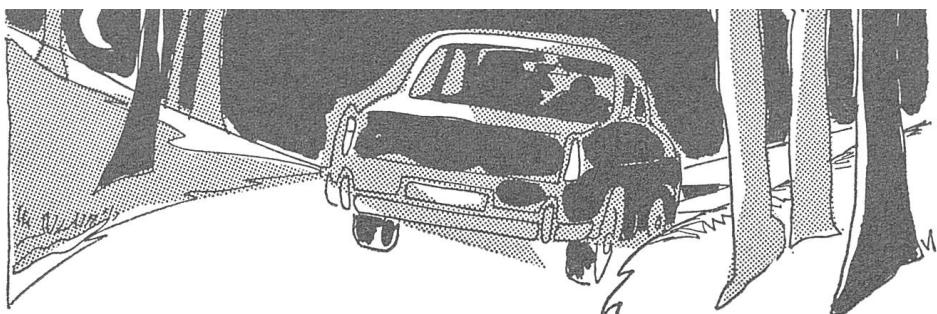
«Zeigen Sie uns die Leichen!» sagt die Chemie. Aber es gibt keine Leichen. Nur tote Eier. «Die können auch so verlassen worden sein.» –

Richtig, das können sie. Darum hat man es lange nicht gemerkt; die Sache mit den toten Eiern. Jetzt weiß man es, wie gefährlich es ist, eine Freßkette in der Natur zu unterbrechen. Und weiß, wie der Mensch der Tiere Feind werden kann, wo er es nicht will – und lange nicht weiß, weil die Leichen fehlen.

Warum auf der Straße?

Es gibt aber ein zweites Beispiel, dort fehlen die Leichen nicht. Den Verkehrsstod der Tiere. Es ist wahr, der Verkehrsstod der Tiere ist traurig, man gönnt es keinem, vorab nicht den Kleinen, die man zu Hunderten oft auf den Straßen findet. Der Automobilist weiß es nicht, daß drüber über der Straße die Weiher liegen, in die aus den jenseitigen Hügeln seit ungezählten Jahren die Erdkröten und die Kreuzkröten hinüberwandern, um dort im Wasser ihre Eischnüre abzulegen. Die Autos fahren die Straße entlang, auch nachts, wenn die Kröten in ihrem langsam Marsch die Straße überqueren müssen. Und keiner achtet darauf, wenn die Reifen die Tierchen breitquetschen. Aber es werden immer weniger, zuletzt hört es ganz auf mit ihnen. Niemand will das, aber es geht eben so. Und niemand will den nützlichen Igel totfahren, aber es geht eben schnell und man kann nichts dafür. «Warum sind denn diese Tierchen alle grad auf der Straße?» Ja – wenn sie es wüßten, wie gefährlich das ist, würden sie wegbleiben. Aber sie wissen es eben nicht. Sie wissen bloß, daß die geteerte Straße vom Sonnenlicht des Tages her warm ist, und daß die Insekten diese Wärme des Nachts aufsuchen, wenn das Gras naß wird und kalt. Und weil die Igel von Insekten leben, folgen sie ihnen nachts auf die Straße, suchen sie dort zusammen und fangen sich ihr Teil.

Und dann kommen auch die Wagen nachts, vielleicht nicht einmal viele, aber sie genügen, um manchem Igel den Verkehrsstod zu bringen. Wenn man sehr früh morgens mit dem Fahrrad die Straße entlang fährt,



wie ich es jahrelang als Naturbeobachter tat, dann sieht man sie, die vielen toten Kleintiere, die Kröten, die schönen gelben und schwarzen Salamander, die Igel, manchmal sogar eine Schlange oder eine Blindschleiche. Die haben alle auf der Straße nachts Fliegen gefangen oder kleine Falter oder Käfer. Und dabei hat sie der Verkehrstod ereilt. Im späteren Vormittag hat man sie bereits entfernt. Gewollt hat das niemand, aber vermieden hat es auch niemand. Man ist zugefahren und dann wars geschehen.

Vor dem Auto...

Bei großen Tieren, wovon heute laut genug gesprochen wird und in den Zeitungen steht, ist es anders. Große Tiere sterben aber auch auf den Straßen, sogar zu Hunderten und zu Tausenden im Jahr. Wir wollen hier aber nicht in erster Linie mit Zahlen aufwarten. Wir wollen vom Tier berichten. Nicht einmal vom Menschen, der im Wagen sitzt und findet, er sei durch Kollisionen mit Wild in erster Linie gefährdet. So ist es nicht. Denn tödliche Unfälle mit Wild sind sogar in USA, wo die Zusammenstöße mit White-tailed-deers und Black-tailed-deers (Virginiahirschen und Schwarzwedelhirschen) u. a. an der Tagesordnung sind, praktisch nie vorgekommen, wenn nicht noch ein weiterer Faktor dazukam. Tödlich waren die Kollisionen schon, aber nur für die

Tiere, nicht für die Fahrer. In der Schweiz ist, soviel mir bekannt, noch kein Fahrer tödlich durch Wild verunglückt. Und den Blechschaden zahlt die Kaskoversicherung und die Ausgleichskasse des TCS. Nur dem verunglückten Tier kann niemand mehr helfen. – Ich habe manche solche gesehen, einmal ein Reh. Es war am frühen Morgen, als es die Straße überqueren wollte. Da wurde es von einem Personenwagen erfaßt, von der Stoßstange weit hinaus ins Gras geworfen, wie ein Bündel durch die Luft. Im Gras regte es sich noch ein wenig, dann wars vorbei. Der Personenwagen hielt nicht einmal an, im hohen Gras sah der Fahrer das rote Reh nicht mehr. Vielleicht dachte er, es sei weggesprungen. Was weiß ich. Ich fand es dann, aber tot.

Ein andermal stieg ich den Fußweg empor – es war im Schwarzwald. Ein kurzes Stück führte er ganz dicht der Fahrstraße entlang. Da raste in höchster Flucht ein Reh über die Straße und hinter ihm ein weiß und braun gefleckter Dorfhund. Genau vor dem rasch ankommenden Auto kam das Reh noch vorüber, aber den Hund hatte es erwischt, weil er nicht mehr halten konnte. Auch ihn wirbelte es durch die Luft, dann sütrzte er in eine Gruppe ganz kleiner Fichten. Als ich ihn fand, war er tot, Schulterblatt tief eingedrückt, sicher hatte ihm der eigene Knochen das Herz getroffen,

und der Kiefer war gebrochen. Es muß gewesen sein, wie ein Schuß. Das war jedesmal in der Frühe.

Viele, sogar die meisten Wildunfälle ereignen sich nachts. Ich habe mir die Statistik einiger Jahre von der Bündner Polizei kommen lassen. Es sind immer dieselben Stellen, wo die Unfälle vorkommen. Eine solche ist am sog. Öpfelwuor zwischen Igis und Zizers auf der Nationalstraße 13. Dort durchschneidet die neue Straße einen uralten Hirschwechsel (Wildpfad) – und dort sterben jedes Jahr Rehe und große Hirsche den Verkehrstod. Oft sind es Hindinnen, oft Spießer (Hirsche mit dem ersten Geweih). Einmal erwischte ein Leichtlastwagen einen jungen Hirschen, zerschmetterte ihm die ganze Hinterhand, brach ihm das Becken und das Kreuz, er lag anderthalb Stunden hilflos in unvorstellbarem Leiden und Angst auf der schneebedeckten Straße, bis ihn die angerufene Polizei erschießen konnte.

... und ins Licht

«Ich möchte bloß wissen, weshalb denn die Wildtiere ausgerechnet vor den Wagen die Straße überqueren müssen», sagte mir ein Fahrer erbost, weil er auch einmal Kaskoschaden gehabt hatte. Ich will versuchen, es zu erklären. Nehmen wir an, das Wildtier mußte nicht vor einem Hund oder vor Menschen flüchten. Es steht an der Straße. Irgendwie weiß es, daß hier Vorsicht am Platze ist. Es schaut aufwärts und niederwärts, wie es ein Mensch tut, wenn er die Straße überqueren will. Aber es ist Nacht. Von ferne kommt helles Licht. Das hat für kein Tier etwas Schreckhaftes. Das Licht ist für Mensch und Tier schön, manchmal tröstlich. Der einsame Wanderer in fremder Gegend sieht irgendwo Licht und wandert darauf los. Licht ist freundlich. Insekten werden nachts vom Licht angezogen – nicht geblendet, wie man immer sagt, sie fliegen ins Licht, weil die Dunkelheit niemandes Freund ist. Die Vögel an den Leuchttürmen machen es auch nicht anders und zerstossen zu Tausenden an den Glas-

Sie haben andere Gesetze

scheiben. Das Wild schaut in das Licht, es weiß nicht, daß es mit 80 Stundenkilometern näher kommt. Zuletzt hört es plötzlich den Fahrlärm und den Motor. – Jetzt Flucht! Aber nicht rückwärts, von der Straße weg, kein Wild flieht rückwärts, immer vorwärts. Es hat am Straßenrand gestanden, also stürzt es vorwärts über die Straße, hat keine Ahnung von der Schnelligkeit des Fahrzeugs. 80 oder 100 Stundenkilometer sind für Naturwesen zu viel, diese Geschwindigkeit ist unbiologisch, mag sie auch von Tieren auf der Flucht kurze Zeit erreicht werden.

Und dann ist es schon geschehen. Zweierlei war schuld. Das Licht, das kein Tier schreckt, und die Flucht nach vorwärts, genau vor dem Fahrzeug über die Fahrbahn. Aber das sind eben Dinge, die mit der Tierpsyche zusammenhängen. An der Tierseele läßt sich nichts ändern. Ich habe es hundertmal erlebt. Am Wegrand beim Bauernhof stehen Hühner, ich komme mit meinem Rad daher. Dicht am Weg stehen zwei Hühner und gucken. Sie gucken so lang, bis ich da bin, aber jetzt kriegen sie es mit der Angst zu tun und stürzen gackernd vorwärts, dicht vor meinem Vorderrad über den Weg. Eben dumme Hühner! Aber so dumm nun auch wieder nicht! Sie folgen genau ihren Gesetzen und eins davon heißt eben «Flucht».

Zäune gegen Überholen

Ein Tier, das nicht flieht, kommt um. Es hat in Übersee manche Tiere gegeben, die keine Fluchtreaktion hatten. Prof. Hediger hat sie geschildert. Aber von diesen Tierarten lebt keines mehr. Er sagte einmal, nicht durch Hunger und Liebe erhält sich das Getriebe, wie Schiller meinte, sondern durch die richtige Flucht. Sie ist lebenswichtig. Aber die Flucht bei jedem Tier führt nach vorwärts; dazu kommt noch jene Geschwindigkeit, die kein Tier richtig einschätzen kann, besonders nachts nicht. Die Tierspsychologen haben sogar eine Bezeichnung geschaffen für dieses Rasen über

die Straße knapp vor dem Fahrzeug: Überholen. Überholen tut jedes Wildtier – nicht bloß die dummen Hühner. Wo alte Wildpfade die Autostraßen kreuzen, haben sie in USA das Wild mit hohen Zäunen von den Highways abzusperren begonnen. Da gingen die kleinen Hirsche den Zäunen entlang, bis diese endigten und überquerten dort die Highways und die Unfälle ereigneten sich dann dort. Da grub man billige Unterführungen unter den Autobahnen durch. Manche Jäger prophezeiten, das sei nutzlos, die Hirsche gingen nicht durch einen Tunnel. Das stimmt, nicht durch Tunnel. Aber sie gingen doch unter der Straße durch. Warum? Sie sahen eben jenseits den Ausgang und hatten keine Angst mehr.

Also, um dem Wild den bösen Tod auf der Straße zu ersparen, müssen Häge den Autobahnen entlang gebaut werden. Mindestens dort, wo das Wild über die Straße will. Man hat das auch getan, wählte aber zuerst nur das billigere Drahtgeflecht, dasselbe wie im Zoo für die Gehege der Wiederkäuer. Das half für Rehe, aber für die Hasen, Igel, Marder und alle die anderen Kleinen nicht. Die schlüpften durch und kamen doch um. Ohne Viereckmaschendraht gings also nicht – und zwar mußte er erst noch in den Boden versenkt werden, damit sich Füchse, Dachse und Hasen nicht einfach unten durch graben.

Das verteuerte die Schutzaktion wesentlich, dachte man. Aber verglichen mit den Kosten einer Nationalstraße waren selbst die Hagkosten nur ein Trinkgeld. Und Übergänge für die Leute nahm auch das Wild ohne große Schwierigkeiten an, wenigstens in der Hauptsache.

Aber nicht alle Straßen kann man einzäunen. Nur die Autobahnen, die kann man. Also eine gewisse Verantwortung läßt sich dem Autofahrer nicht abnehmen. Die Tierschützer haben Warntafeln für Strecken, die vom Wild stark überquert werden, vorgeschlagen. Sie wurden auch aufgestellt, manchmal bezahlt von den Jagdgesellschaften, aber beachtet wurden sie

nicht. Das wissen wir von Autofahrern selbst. Der TCS erklärte sich mit Warntafeln zwar einverstanden, wünschte aber auch eine Entwarnungstafel am Schluß der gefährdeten Strecke. Ich weiß nicht, ob damit schon begonnen wurde. Gesehen habe ich nie dergleichen. Tier- und Naturschützer haben nach amerikanischem Muster Aufklärungsheftchen für die Autolenker vorgeschlagen, das hat in USA schon recht gut genutzt, wenn auch nicht durchschlagend. Hier ist noch nichts dergleichen getan worden, wenigstens nicht vom Staat aus. Und privat nützt das wenig.

Um das Geld für die teuren Häge zu sparen, versuchte man es mit Licht, mit Spiegeln, mit Verwittern der Straßenräder durch übelriechendes Zeug, was das Wildtier abhalten soll, dazu mit dem sog. Ablappen, d. h. mit Drähten, woran Lappen oder Kunststoffschildchen baumelten. Das alles entsprach aber nicht den Erwartungen. – Das Licht schreckte die Wildtiere nicht, die Reflexspiegel wurden vom Wetter blind oder von Kindern zerschlagen, in USA schossen die Jäger drauf, um zu sehen, ob sie trafen. Und das Kreosotöl, das die Tiere zuerst abschreckte, hielt nicht gar lange, Regen löscht, Vegetation überwallte den übeln Geruch und die Tiere zogen dann doch darüber weg. Die Lappendrähte endlich wurden zuletzt übersprungen, und die Hasen gingen unten durch und beachteten sie nicht.

Es bleiben für die Autobahnen nur die Häge und für die Landstraßen, die man nicht kurzerhand abhagen kann, Warnzeichen und Aufklärung der Fahrer. Das Beste aber, was man niemandem eintrichten kann, ist jenes bißchen Liebe zur Tierwelt und zum Leben, das wohl nicht das unsere ist, aber im Grund doch dasselbe. Jenes Leben, das Albert Schweitzer der Achtung aller Menschen empfahl, weil es das Naturgewollte ist, und weil es nur einen Tod gibt, für alle, auch für uns. Und weil der Mensch nicht der Tiere Feind werden soll, auch nicht unabsichtlich!